Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 250. Bromberg, den 4. Dezember 1927.

# Schiggi-Schiggi.

## Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.



(4. Fortsetzung. 

Die Bewältigung dieser insgesamt ungefähr achtzig Schritte betragenden Strecke ist eine die Grenze der Möglichkeit streifende Rekordleistung, insonderheit von dem Augenblick an, da ich mit Alfonso gemeinsam den Weg erst suchen und einigermaßen bereiten muß. Zum mindesten eines der Tiere steckt dauernd, unfähig, sich zu rühren, in einem Wust vor sich hergeschobener Schlingpflanzenberge, die mit Händen und Buschmesser mühsam beseitigt werden. Das näher rückende Ufer läßt den fürchterlichen Kampf mit dem unter Wasser liegenden Unterholz wieder aufleben, und es ist ein Kampf auf Leben und Tod, den die Tiere mit der letzten Kraft der Verzweiflung führen. Die Augen treten ihnen aus den Höhlen, und ihr Atem keucht, sie heben aufbäumend die Vorderfüße, um im Sprunge Raum zu gewinnen und brechen mit der Hinterhand wieder ein. Wir sind machtlos und geben das Letzte für uns selber her. Nur manchmal bespritzen wir ihnen die Köpfe mit Wasser, um die Moskitos zu vertreiben, die zu Tausenden auf ihnen sitzen. Und dann stehen wir endlich auf festem Boden. Mulas und Caballo zittern am ganzen Leibe und vermögen sich kaum noch auf den Beinen zu halten. Aber ein paar Meter wenigstens noch müssen wir weiter, fort aus dem Bereich dieser irrsinnigen Blutsauger, dann sollen sie Ruhe haben. Wie die Säcke lassen sie sich auf die Erde fallen und wir uns mit ihnen. Eine halbe Stunde lang, dann gehe ich mit dem Mosso den bitteren Weg zurück, den wir kamen, unser Gepäck zu holen.

Am späten Nachmittag erbarmt sich unser endlich der heiß ersehnte Arroyo. Er hat noch viele Tropfen Schweißes geschluckt und manchen männerstarken Fluch über sich ergehen lassen müssen. In einer Tiefe von zwanzig Metern ist das Bett dieses etwa drei Zimmer breiten Flüßchens zu suchen. Richtig gehend zu suchen. Von oben her sieht man nur einen Haufen umgefallener Bäume, die mit ihrem Blätter- und Lianenschmuck die Böschung bedecken, von einem Ufer zum anderen reglos verstreut liegen und das Wasser unter sich begraben. Während der Regenzeit sind diese Arroyos bis zum Rande gefüllt und kolossal reißend. Sie höhlen die Ufer aus, daß sie streckenweise einstürzen und mit ihrem ganzen Bestand an Bäumen und Büschen in die Fluten niederkrachen. Der Mensch tut sich hier verhältnismäßig leicht. Er klettert auf einen der Stämme nach der anderen Seite. Aber die Reittiere! In solchen Stunden verwünscht man sie tausendmal nach dem Mond. Allein schon bis man sie glücklich über die steile Böschung hinunter befördert hat, an all diesen ungezählten Baumstämmen vorbei und durch die grauenhafte Wirrnis ihrer Äste und des Bodens — aus der Haut könnte man dabei fahren. Und doch, das ist noch gar nichts gegen den Übergang selbst. Er spielt sich zum großen Teil unterirdisch ab, überdacht vom Laubwerk höher liegender Bäume und eingeschlossen in ein Tohuwabohu von Schlinggewächsen und Zweigen. Das Wasser ist übersät mit Treibholz, gewaltigen Ästen und Stämmen. Da heißt es so lange probieren und suchen, bis man eine Stelle entdeckt hat, an der es vielleicht gehen könnte. Die Hauptgefahr bei einem solchen Übergang besteht darin, daß der Fluß sehr tief ist und das Stehen nicht gestattet. Über zwei Stunden quälen wir uns mit dieser lächerlich kurzen Strecke ab, bis unsere Vierfüßler wieder festen Boden unter den Füßen haben. Dann tragen wir noch das Gepäck die Böschung in die Höhe und machen uns an die Bereitung des Lagerplatzes.

In der schönsten Arbeit hält der Mosso plötzlich inne und fängt zu fluchen an.

„Was ist denn los?"

„Caracho, caracho, Don Leon, un pallisandro!"

Er zeigt auf einen harmlosen Baum. Der Mosso ist ein alter Kautschuksammler und im Urwald aufgewachsen. Irgend etwas muß nicht in Ordnung sein. Was indes dieser blöde Baum damit zu tun haben soll, ist mir unerklärlich. Das fehlte gerade noch, daß der Mensch abergläubisch ist.

„Laß den Baum in Frieden, der beißt nicht."

Und wie zur Bekräftigung klopfe ich mit dem Buschmesser an ihn. Der Mosso will mir entsetzt in die Arme fallen, aber es ist zu spät. Ein Schwarm gelber Ameisen saust auf uns nieder, und nun fühle ich, daß der Baum doch beißt. Wir räumen fluchtartig das Feld und schlagen auf die Biester los, und ich reiße mir die letzten Fetzen meines Hemdes vom Leib. Die Tiere beißen und stechen gleichzeitig, und es brennt höllisch auf der ohnedies schon reichlich ramponierten Haut.

„Sind diese Viecher immer so verrückt?"

„Si, si, Don Leon, wenn man nur mit dem Finger gegen ihren Wohnbaum stößt, fallen sie über einen her. Wir können froh sein, daß wir die Mulas abseits angebunden haben."

„Unangenehme Tiere!"

„Si, si, Don Leon, man muß sich vor ihnen in acht nehmen."

Ich streife mit dem Mosso in der Nähe unseres neuen Lagerplatzes längs des Arroyo und halte Umschau nach einem Abendessen. An Affen herrscht kein Mangel. Zwischen den Zweigen eines Apfelsinenbaumes hüpfen kleine Löwenäffchen hin und her und schneiden gar böse Grimassen bei unserem Erscheinen. Wenn sie nicht so klein wären, sähen sie beinahe zum Fürchten aus mit ihren martialischen weißen Bärten, die ihre winzigen Köpfe wie eine Riesenmähne umflattern. Ein Stück weiter vor uns hockt ein Stamm Brüllaffen wie ein großer roter Klecks auf einem Baum. Wir umgehen ihn, um die Gesellschaft nicht zu stören. Sie pflegen nämlich auf der Flucht einen Heidenlärm zu schlagen und sämtliche Tiere im Umkreis dadurch zu warnen, daß eine Gefahr im Anzuge ist. Wir wollen aber doch Hokkohühner — eine wilde Truthahnart — jagen, deren weißes Fleisch hervorragend schmeckt. Es gibt, wie wir bereits öfters feststellen konnten, eine Menge dieser schwarzen Vögel; aber natürlich, wenn man sie braucht, sind sie nicht da. Dafür schwirren überall in wundervollen Feuerfarben leuchtende Tiere, ungefähr so groß wie unsere Drosseln. Der Mosso erklärt, sie hießen „Gottesauge" und verstünden es herrlich, alle Tierstimmen nachzuahmen. Tatsächlich habe ich gleich darauf Gelegenheit, mich von ihrer merkwürdigen Kunst zu überzeugen. Am obersten Zweig eines kleinen Bäumchens am Flußufer sitzt ein Pärchen, und der eine Vogel schreit genau wie ein Affe. Ich höre ihm vergnüglich zu und freue mich an der sprühenden Farbenpracht seines Gefieders, bis mich Alfonso am Ärmel zupft: „Drei Hokkohühner!"

Gerade noch sehe ich sie wie drei schwarze Punkte unter einem Baum verschwinden. Leise pürschen wir nach und kehren mit zweien von ihnen zu unserem Lagerplatz zurück. Der Sorge wären wir also enthoben. Schlimmer sieht es

mit den Mulas und dem Caballo aus. Nirgends auch nur ein Halm Gras. Die geplagten Tiere müssen sich in Gottesnamen mit Blättern begnügen, wenn sie es nicht vorziehen, zu fasten. —

Frisch gewaschen und mit neuen Hemden angetan sitzen wir schmausend ums Feuer. Ein Kessel mit Wasser hängt über der Flamme. Wir wollen einen Tee kochen. Der Arroyo zählt zu den Rios negros*), deren schwarzes Wasser vollkommen klar und für unsere Zwecke sehr geeignet ist. Da sind wir nun, wir zwei Urwaldwanderer, und der Tag ist hinter uns versunken, verflattert wie ein Traum. Und war doch so reich an Mühsal und Erleben. Toren rechnen mit dem, was war, Narren mit dem, was sein wird, aber wer das Leben beherrschen will rechnet mit dem, was ist. — Der Tee dampft in flachen Schalen, und die blauen Rauchfahnen unserer Zigaretten ziehen über uns weg.

„Na, Alfonso, so gefällt es dir ‚was?"

Der brave Kerl grinst übers ganze Gesicht: „Si, si, Don Leon!" und meint dann treuherzig: „Du bist ein guter Herr, Don Leon, und ich will immer bei dir bleiben."

Ich schaue ihn verblüfft an: „Wieso? Ich bin doch auch nicht anders wie die anderen. Das bildest du dir bloß wieder ein."

„O nein, Don Leon, das weiß ich besser als du."

„So? Ja inwiefern denn?"

„Du hast mich noch niemals geschlagen."

„Natürlich nicht, weil es noch nicht notwendig gewesen ist. Aber meinst du nicht, daß der Fall auch einmal eintreten kann?"

„No, Don Leon!"

„Warum nicht?"

„Weil es nicht notwendig sein wird. Aber der Patron frägt nicht, ob es notwendig ist. Der schlägt, wenn es ihm Freude macht oder wenn er keine gute Laune hat. Das tust du nicht."

„Warum laßt ihr es euch denn gefallen, wenn euch der Patron ohne Grund schlägt?"

„Der Patron sagt immer, er hat einen Grund, er sagt, der Gummi ist schlecht, er ist zu wenig, er sagt jeden Tag etwas anderes und schlägt seine Leute, und er hat immer recht, weil er ja doch der Patron ist."

„Aber so ist doch nicht jeder Patron!"

„Si, si ,Don Leon, so ist jeder Patron. Es gibt nicht einen, der freundlich ist und mit einem redet, so wie du. Es ist nicht schön, wenn man ein Gummipicker sein muß."

„Dafür hat jeder seine Hütte im Wald und sein Auskommen, das ist doch auch etwas."

„No, das ist gar nichts. Gummipicken ist nie etwas Gutes. Aber mit einem Herrn, wie du einer bist, in den Urwald zu gehen, das ist gut."

Ich würde das Thema noch sehr gern weiter fortsetzen, aber ehe ich einen Satz erwidern kann, setzt ein dermaßen infernalischer Lärm eines Zikadenschwarmes ein, der jede weitere Unterhaltung abschneidet. Es ist, als ob sämtliche Sirenen einer großen Fabrik im schrillsten Diskant losheulten und läßt sich vielleicht auch noch mit dem Sirren einer Unmenge von Kreissägen vergleichen, die mit höchster Tourenzahl laufen. Es ist ein beispielloser, unglaublicher Radau.

Die Zikaden scheinen indes mit dem Ort, an dem sie eingefallen sind, nicht zufrieden zu sein und fliegen bald wieder fort. Wir haben keinen sonderlichen Nutzen mehr davon. Andere Nachttiere sind am Arroyo aufgewacht: die Ochsenfrösche. Die quaken nun nicht etwa wie unsere Frösche, mit denen sie einen Teil des Namens gemeinsam haben, Gott bewahre, dann hätten sie uns wirklich nicht gestört. Es gibt nur ein einziges Wort, mit dem man ihren Stimmaufwand bezeichnen kann, und das heißt: brüllen. Sie brüllen wie die Ochsen, daß weithin dröhnend der Urwald widerhallt.

Ich habe in Riberalta lange Zeit einen zahmen Ochsenfrosch im Zimmer gehabt. Er saß unter Tags mit Vorliebe auf meinen an der Wand stehenden Stiefeln. Sein Gewicht betrug acht Pfund!

Mit der Unterhaltung ist es also wieder nichts. Der Gescheitere gibt nach, in unserem Falle der Mosso und ich. Wir werfen noch ein paar Äste ins Feuer, legen uns in die Hängematten und lassen die Ochsenfrösche brüllen, soviel sie Lust haben. Auf unseren Schlaf hat das keinerlei Einfluß.

*

Der nächste Tag. Der Wald brütet eine Hitze aus, die den Körper wie feiner Dampf umwogt. Gesicht und Hände sind feucht und klebrig; große Schweißtropfen perlen von der Stirn und hängen sich in den Wimpern fest. Es flimmert vor den Augen; die Umrisse der Dinge zerfließen, und man schaut in eine mit Lichtern und Dunkelheiten durchschwankte grüne Verschwommenheit. Das Blut kocht in den Adern, und auf dem Kopf lastet ein Druck, der die Schädeldecke zu sprengen droht. Er lähmt das Räderwerk des Gehirns und zermalmt die Gedanken, und das ist gut. Nichts mehr denken! Alles ausschalten, was an Menschsein erinnert. Die Arme bewegen sich automatenhaft, und die Füße schleppen sich mechanisch über den Boden hin und sind wie mit Blei ausgegossen. Nichts mehr denken, nur nichts mehr denken, sonst zerbricht die Maschine.

Schlag auf Schlag saust auf spröde Bambusstämme, kaum daß die kraftlosen Finger den Griff des Buschmessers noch zu umspannen vermögen. Und bei jedem Hieb rauscht das Schilf und rächt sich an der Hand, die ihn führt. Tiefe, brennende Schnittwunden klaffen auf, und das sickernde Blut zieht rote Streifen. Und Blut rinnt über Stirn und Wangen und netzt mir die Lippen in bitterem Geschmack. Wohin man faßt, wohin man sich wendet: Dornen über Dornen. An Schlingpflanzen und Sträuchern, an Ästen und Stämmen und an den Palmblättern, die, fächerartig ausgebreitet, sich uns entgegenrecken und uns von allen Seiten wie Mauern umschließen.

Wie lange diese vernichtende Qual schon währt, Stunden, ob eine Ewigkeit, vermag ich nicht zu sagen. Das Grauen ist zeitlos. Nur nichts mehr denken, nichts mehr fühlen. Vorwärts mit verzerrtem Gesicht und aus den Höhlen gequollenen Augen, vorwärts und selber zum Satan werden in dieser Hölle.

Die braune Mula legt sich zur Seite, die Beine in ein Netz zäher Dornen verschlungen. Wir schneiden sie mit dem Buschmesser durch und helfen dem Tier in die Höhe. Weiter! Jeder einzelne Schritt ist ein Kampf. Nach ungefähr jedem fünften Schritt fällt man selber einmal zur Erde und nach jedem zehnten eine der Mulas oder das Pferd. Manchmal kommen sie von allein wieder hoch, meistens jedoch brauchen sie Unterstützung.

Immer grauenhafter offenbart sich der Urwald. Er hält uns fest in einem Labyrint gigantischer Hindernisse und ist unerschöpflich in der Schaffung neuer. In ihrer Art sind sie wohl alle einander ähnlich, aber sie treten jetzt in einer gehäuften und gewissermaßen kombinierten Fülle auf, deren erdrückende Wucht uns an den Rand der Verzweiflung bringt. Die Hände schmerzen, die Arme sind lahm, zentnerschwer hängen die Füße am Leib. Die Haut zerschunden und zerfetzt, das Gesicht zerkratzt und mit einer Schicht von Schweiß, frischem und geronnenem Blut bedeckt, nicht wissend mehr ,wo aus und ein, sind wir dem Urwald preisgegeben, der uns ein Antlitz zeigt, das erbarmungsloser ist wie der Tod.

Ein Bild des Jammers torkelt der Mosso neben mir. Sein Hemd besteht nur noch aus ein paar Lumpen und der Rücken ist kreuz und quer mit Rissen und Schnittwunden übersät. Wie ein Schlafwandler bahnt er sich den Weg, und ich bange mich bisweilen, es möchten ihn die Kräfte verlassen.

Undurchsichtiger Bambusverhau legt sich vor, aus dem sich Palmen und lianenumsponnene Bäume heben. Ein Stück dringe ich gewaltsam ein, den Caballo am Zügel. Dann sperren ausnehmend eng stehende, dicke Stämme den Durchgang. Zwanzigmal prallt das Buschmesser immer wieder an ihnen ab. Caracho di mierda, sie bringen mich noch um den Verstand! Meine Kniee zittern, und ein Beben erschüttert meinen Körper. Rote Lichter tanzen vor mir in der Luft, und mir ist es, als wanke der Boden. Sinnlos vor Wut brülle ich auf und schlage wie von Sinnen auf alles ein, was mir im Wege steht. Krachend splittert das Rohr, wild werfe ich mich dagegen und reiße Amigo am Zügel. Die langen eisenharten Stacheln einer abgefallenen Palmenrinde bohren sich mir an beiden Oberschenkeln in das Fleisch. Rasend vor Schmerz versuche ich aufzuspringen; aber der Caballo liegt mit seiner Vorderhand auf meinen Beinen. Der Mosso zerrt das Pferd zurück, ich ziehe mir die Dornen heraus — und bleibe liegen. Ich kann nicht mehr, und ich will nicht mehr. Mir ist alles gleich.

„Don Leon, kannst du nicht mehr aufstehen?"

„Ich kann schon, aber ich will nicht mehr!"

Hilflos steht er neben mir und wartet geduldig eine Weile. Dann klopft er mir auf die Schulter: „So steh doch auf, Don Leon, wir müssen weiter!"

„Was? — Weiter? Bist du wahnsinnig geworden? Verrecken werden wir hier alle beide in diesem gottvermaledeiten Wald!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Rios negros = Flüsse mit kristallklarem Wasser, das aber wohl wegen des dunklen Flußbettes schwarz aussieht. Im Gegensatz zu den Rios blancos = Flüsse mit gelbem, undurchsichtigem Lehmwasser.

# Lichtenstein.

## Roman von Wilhelm Hauff.

(5. Fortsetzung.)

6.

„Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen."
Uhland.

Wenn es möglich gewesen wäre, auf einem Trödelmarkt oder in der Auktion eines Antiquars ein „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519" aufzufinden, wir hätten nicht leicht so angenehm überrascht werden können, als durch einen Fund ähnlicher Art, den uns der Zufall in die Hände spielte.

Wir waren nämlich in vorliegender Historie bis an dieses Kapitel gekommen, das, um der Sage zu folgen, von einem Abendtanz handeln soll; da fiel uns auf einmal der Gedanke schwer aufs Herz, daß wir ja nicht einmal wissen, wie und was man in jenen Zeiten getanzt habe.

Wir hätten zwar schlechthin sagen können, „sie tanzten," aber wie leicht wäre es geschehen gewesen, daß eine unserer freundlichen Leserinnen einen Anachronismus gemacht, und etwa Georg von Frondsberg in ihren Gedanken einen Kotillon hätte vortanzen lassen. In dieser Verlegenheit stießen wir auf das sehr selten gewordene Buch „Vom Anfang, Ursprung und Herkommen der Turniere im heiligen römischen Reich. Frankfurth 1564." Wir fanden in diesem Folianten unter andern trefflichen Holzschnitten einige, die einen solchen Abendtanz vorstellen, wie er zurzeiten Kaiser Maximilians, etwa ein Jahr vor dieser Historie, gehalten wurde.

Wir dürfen beinahe mit Gewißheit annehmen, daß der Abendtanz im Ulmer Rathaussaal sich in nichts von jenem angeführten unterschied, und man wird sich den deutlichsten Begriff von einem solchen Vergnügen machen, wenn wir eines dieser Bilder beschreiben.

Den Vordergrund nehmen Zuschauer und die Pfeifer, Trommler und Trompeter ein, die, nach dem Ausdrucke des Turnierbuches, „eins aufblasen". Zu beiden Seiten, mehr dem Hintergrunde zu, steht die tanzlustige Jugend, in reiche, schwere Stoffe gekleidet. In unseren Tagen sieht man bei solchen Gelegenheiten nur zwei Grundfarben, schwarz und weiß, worin sich die Herren und Damen, wie in Nacht und Tag geteilt haben; anders zu jenen Zeiten. Ein überraschender Glanz der Farben strahlt uns aus jenem Bilde entgegen. Das herrlichste Rot, vom brennendsten Scharlach bis zum dunkelsten Purpur, jenes brennende Blau, das uns noch heute an den Gemälden alter Meister überrascht, sind die freudigen Farben ihrer malerisch drapierten Gewänder. Die Mitte der Szene nimmt der eigentliche Tanz ein. Er hat am meisten Ähnlichkeit mit der Polonäse, denn er ist ein Umzug im Saale. Den Zug eröffnen vier Trompeter mit langen Wappenfahnen an den Instrumenten; diesen folgt der Vortänzer und seine Dame; diese Stelle bekleidet bei jedem Tanze wieder ein anderer, und es entschied hierbei nicht die Geschicklichkeit, sondern der Rang des Tänzers. Auf diese folgen zwei Fackelträger und dann Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen schreiten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber setzen ihre Füße wunderlich, wie zu kühnen Sprüngen, einige scheinen auch mit den Absätzen den Takt zu stampfen, wie wir auf jeder Kirchweihe in Schwaben noch heutzutage sehen können.

So war der Abendtanz zu Ulm. Man blies schon längst zum Ersten auf, als Georg von Sturmfeder in den Rathaussaal eintrat. Seine Blicke schweiften durch die Reihen der Tanzenden, und endlich trafen sie Marien. Sie tanzte mit einem jungen fränkischen Ritter seiner Bekanntschaft, schien aber der eifrigen Rede, die er an sie richtete, kein Gehör zu geben. Ihr Auge suchte den Boden, ihre Miene konnte Ernst, beinahe Trauer ausdrücken; ganz anders als die übrigen Fräulein, die in der wahren Tanzseligkeit schwimmend, ein Ohr der Musik, das andere dem Tänzer liehen, und die freundlichen Augen bald ihren Bekannten, um den Beifall in ihren Mienen zu lesen, bald ihren Tänzern zuwandten, um zu prüfen, ob ihre Aufmerksamkeit auch ganz gewiß auf sie gerichtet sei.

In gehaltenen Tönen hielten jetzt die Zinken und Trompeten aus und endeten; Herr Dieterich Kraft hatte seinen Gastfreund bemerkt und kam, ihn, wie er versprochen, zu seinen Muhmen zu führen. Er flüsterte ihm zu, daß er selbst schon für den nächsten Tanz mit Bäschen Berta versagt sei, doch habe er soeben um Mariens Hand für seinen Gast geworben.

Beide Mädchen waren auf die Erscheinung des ihnen so interessanten Fremden vorbereitet gewesen, und dennoch bedeckte die Erinnerung dessen, was sie über ihn gesprochen, Bertas angenehme Züge mit hoher Glut, und die Verwirrung, in welche sie sein Anblick versetzte, ließ sie nicht bemerken, welches Entzücken ihm aus Mariens Auge entgegenstrahlte, wie sie bebte, wie sie mühsam nach Atem suchte, wie ihr selbst die Sprache ihre Dienste zu versagen schien.

„Da bringe ich euch Herrn Georg von Sturmfeder, meinen lieben Gast", begann der Ratsschreiber, „der um die Gunst bittet, mit euch zu tanzen."

„Wenn ich nicht schon diesen Tanz an meinen Vetter zugesagt hätte", antwortete Berta, schneller gefaßt als ihre Base, „so solltet Ihr ihn haben, aber Marie ist noch frei, die wird mit Euch tanzen."

„So seid Ihr noch nicht versagt, Fräulein von Lichtenstein?" fragte Georg, indem er sich zu der Geliebten wandte.

„Ich bin an Euch versagt", antwortete Marie. So hörte er denn zum erstenmal wieder diese Stimme, die ihn so oft mit den süßesten Namen genannt hatte; er sah in diese treuen Augen, die ihn noch immer so hold anblickten wie vormals.

Die Trompeten schmetterten in den Saal; der Oberfeldleutnant Waldburg Truchseß, dem man den zweiten Tanz gegeben hatte, schritt mit seiner Tänzerin vor, die Fackelträger folgten; die Paare ordneten sich, und auch Georg ergriff Mariens Hand und schloß sich an. Jetzt suchten ihre Blicke nicht mehr den Boden, sie hingen an denen des Geliebten; und dennoch wollte es ihm scheinen, als mache sie dieses Wiedersehen nicht so glücklich wie ihn, denn noch immer lag eine düstere Wolke von Schwermut oder Trauer um ihre Stirne. Sie sah sich um, ob Dieterich und Berta, das nächste Paar nach ihnen, nicht allzunahe seien. — Sie waren ferne.

„Ach Georg," begann sie, „welch unglücklicher Stern hat dich in dieses Heer geführt?"

„Du warst dieser Stern, Marie," sagte er; „dich habe ich auf dieser Seite geahnt, und wie glücklich bin ich, daß ich dich fand! Kannst du mich tadeln, daß ich die gelehrten Bücher beiseite legte und Kriegsdienste nahm? Ich habe ja kein Erbe als das Schwert meines Vaters; aber mit diesem Gute will ich wuchern, daß der deinige sehen soll, daß seine Tochter keinen Unwürdigen liebt."

„Ach Gott! Du hast doch dem Bunde noch nicht zugesagt?" unterbrach sie ihn.

„Ängstige dich doch nicht so, mein Liebchen, ich habe noch nicht völlig zugesagt; aber es muß nächster Tage geschehen. Willst du denn deinem Georg nicht auch ein wenig Kriegsruhm gönnen? Warum magst du um mich so bange haben? Dein Vater ist alt und zieht ja doch auch mit aus."

„Ach, mein Vater, mein Vater!" klagte Marie, „er ist ja — doch brich ab, Georg, brich ab — Berta belauscht uns! aber ich muß dich morgen sprechen, ich muß, und sollte es meine Seligkeit kosten. Ach, wenn ich nur wüßte, wie!"

„Was ängstigt dich denn nur so?" fragte Georg, dem es unbegreiflich war, wie Marie, statt sich der Freude des Wiedersehens hinzugeben, nur an die Gefahren dachte, denen er entgegengehe. „Du stellst dir die Gefahren größer vor als sie sind," flüsterte er ihr tröstend zu. „Denke an nichts, als daß wir uns jetzt wieder haben, daß ich deine Hände drücken darf, daß Auge in Auge sieht wie sonst. Genieße jetzt die Augenblicke, sei heiter!"

„Heiter? O diese Zeiten sind vorbei, Georg! Höre und sei standhaft — mein Vater ist nicht bündisch!"

„Jesus Maria! was sagst du?" rief der Jüngling und beugte sich, als habe er das Wort des Unglücks nicht gehört, herab zu Marien; „o sage, ist denn dein Vater nicht hier in Ulm?"

Sie hatte sich stärker geglaubt; sie konnte nicht mehr sprechen; bei dem ersten Laut wären ihre Tränen unaufhaltsam geflossen; sie anwortete nur durch einen Druck der Hand und ging mit gesenktem Haupt, nach Kraft suchend, ihren Schmerz zu bekämpfen, neben Georg her. Endlich siegte der starke Geist dieses Mädchens über die Schwäche ihrer Natur, die einem so großen, tiefen Kummer beinahe erlegen wäre. „Mein Vater," flüsterte sie, „ist Herzog Ulerichs wärmster Freund, und sobald der Krieg entschieden ist, führt er mich heim auf den Lichtenstein!"

Betäubend wirbelten jetzt die Trommeln, in volleren Tönen schmetterten die Trompeten, sie begrüßten den Truchseß, der eben an dem Musikchor vorüberzog; er warf ihnen, wie es Sitte war, einige Silberstücke zu, und von neuem erhob sich ihr betäubender Jubel.

Das leise Gespräch der Liebenden verstummte vor der rauhen Gewalt dieser Töne, aber ihr Auge hatte sich in diesem Schiffbruch ihrer Liebe um so mehr zu sagen, und sie bemerkten nicht einmal, wie ein Geflüster über sie im Saal erging, das sie als das schönste Paar pries.

Aber nur zu wohl hatte Berta diese Bemerkungen der Menge gehört. Sie war zu gutmütig, als daß Neid darüber in ihre Seele gekommen wäre, aber sie setzte sich doch im Geiste an Mariens Platz und fand, daß man vielleicht das Paar nicht minder schön gefunden hätte. Auch das Gespräch,

das zwischen den beiden begonnen hatte, fiel ihr auf. Die ernste Base, die selten oder nie mit einem Manne lange sprach, schien mehr und angelegentlicher zu reden als ihr Tänzer. Die Musik hinderte sie zu verstehen, was gesprochen wurde; die Neugierde, die man vielleicht nicht mit Unrecht jungen Mädchen ausschließlich zuschreibt, wurde in ihr rege, sie zog ihren Tänzer näher, um ein wenig zu lauschen; aber war es Zufall oder Absicht, das Gespräch verstummte, als sie näher kam, oder wurde so leise geführt, daß sie nichts davon verstand.

Ihr Interesse an dem schönen jungen Mann wuchs mit diesen Hindernissen; noch nie war ihr der gute Vetter Kraft so lästig geworden als in diesen Augenblicken; denn die zierlichen Redensarten, womit er ihr Herz zu umspinnen gedachte, verhinderten sie, jene genauer zu beobachten. Sie war froh, als endlich der Tanz sich endigte. Denn sie durfte hoffen, daß der nächste an des jungen Ritters Seite desto angenehmer für sie sein werde.

Sie täuschte sich nicht in ihrer Hoffnung; Georg kam, sie um den nächsten Tanz zu bitten, der auch sogleich begann, und sie hüpfte fröhlich an seiner Seite in die Reihen. Aber es war nicht mehr derselbe, der vorhin mit Marien so freundlich gesprochen hatte. Verstört, einsilbig, in tiefe Gedanken versunken, war der junge Mann an ihrer Seite, und es war nur zu sichtbar, daß er sich immer erst wieder sammeln mußte, wenn er eine ihrer Fragen beantworten sollte.

War dies jener „höfliche Ritter", welcher sie, ohne daß sie sich je gesehen hatten, so freundlich grüßte? War es derselbe, welcher so heiter, so fröhlich war, als ihn Vetter Kraft zu ihnen führte? Derselbe, der mit Marien so eifrig sich unterredet hatte? Oder sollte diese —? Ja, es war klar. Marie hatte ihm besser gefallen, ach! vielleicht weil sie die erste war, die mit ihm getanzt. Je weniger Berta gewohnt war, sich der ernsten Marie nachgesetzt zu sehen, um so mehr befremdete sie dieser Sieg ihrer Base, um so mehr glaubte sie sich beeifern zu müssen, ihren Rang, ihre Gaben geltend zu machen. Sie setzte daher mit ihrer heiteren Geschwätzigkeit das Gespräch über den bevorstehenden Krieg, das sie mit Mühe angesponnen hatte, fort, als sie nach Beendigung des Tanzes zu Marien und dem Ratsschreiber traten. „Nun? und der wievielte Feldzug ist es denn, Herr von Sturmfeder, dem Ihr jetzt beiwohnt?"

„Es ist mein erster", antwortete dieser kurz abgebrochen, denn er war unmutig darüber, daß jene ihn noch immer im Gespräch halte, da er mit Marie so gern gesprochen hätte.

„Euer erster?" entgegnete Berta verwundert; „Ihr wollt mir etwas weismachen, da habt Ihr ja schon eine mächtige Narbe auf der Stirne."

„Die bekam ich auf der hohen Schule", antwortete Georg.

„Wie? Ihr seid ein Gelehrter?" fragte jene eifrig weiter. „Nun, und da seid Ihr gewiß recht weit weg gewesen; etwa in Padua oder Bologna, oder gar bei den Ketzern in Wittenberg."

„Nicht so weit, als Ihr meint", entgegnete er, indem er sich zu Marien wandte; „ich war in Tübingen."

„In Tübingen?" rief Berta voll Verwunderung. Wie ein Blitz erhellte dies einzige Wort alles, was ihr bisher dunkel war, und ein Blick auf Marien, die mit niedergeschlagenen Augen, mit der Röte der Scham auf den Wangen vor ihm stand, überzeugte sie, daß die lange Reihe von Schlüssen, die sich an jenes Wort anschlossen, ihren nur zu sicheren Grund hätten. Jetzt war ihr auf einmal klar, warum sie der artige Ritter begrüßte, warum Marie geweint, die ihn gewiß gerne auf der feindlichen Seite gesehen hätte, warum er so viel mit jener gesprochen, warum er bei ihr selbst so einsilbig war. Es war keine Frage, sie kannten sich, sie mußten sich längst gekannt haben.

Beschämung war das erste Gefühl, das bei bei dieser Entdeckung Bertas Herz bestürmte; sie errötete vor sich selbst, wenn sie sich gestand, nach der Aufmerksamkeit eines Mannes gestrebt zu haben, dessen Seele ein ganz anderer Gegenstand beschäftigte. Unmut über Mariens Heimlichkeit verfinsterte ihre Züge. Sie suchte Entschuldigung für ihr eigenes Betragen und fand sie nur in der Falschheit ihrer Base. Hätte diese ihr gestanden, in welchem Verhältnis sie zu dem jungen Manne stehe, sie hätte ihr nie ihre Teilnahme an ihm gezeigt; er wäre ihr dann, meinte sie, höchst gleichgültig geblieben, sie hätte nie diese Beschämung erfahren. Wir haben es von guter Hand, daß junge Damen große Beleidigungen, tiefere Schmerzen im Gefühl ihrer Würde mit Anstand zu ertragen wissen; daß sie aber oft, wenn es sich um geringe Dinge handelt, nicht Gleichmut genug besitzen, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, nicht Großmut genug, um zu vergessen.

Berta hatte an diesem Abend den unglücklichen jungen Mann keines Blickes mehr gewürdigt, was ihm übrigens über dem größeren Schmerz, der seine Seele beschäftigte, völlig entging. Sein Unglück wollte es auch, daß er nie mehr Gelegenheit fand, Marien wieder allein und ungestört zu sprechen; der Abendtanz ging zu Ende, ohne daß er über Mariens Schicksal und über die Gesinnungen ihres Vaters gewisser wurde, und Marie fand kaum noch auf der Treppe Gelegenheit, ihm zuzuflüstern, er möchte morgen in der Stadt bleiben, weil sie vielleicht irgend eine Gelegenheit finden würde, ihn zu sprechen.

Verstimmt kamen die beiden Schönen nach Hause. Berta hatte auf alle Fragen Mariens kurze Antwort gegeben, und auch diese, sei es, daß sie ahnte, was in ihrer Freundin vorgehe, sei es, weil sie selbst ein großer Schmerz beschäftigte, war nach und nach immer düsterer, einsilbiger geworden.

Aber auf beiden lastete die Störung ihres bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses erst recht schwer, als sie ernst und schweigend in ihr Gemach traten. Sie hatten sich bisher alle jene kleinen Dienste geleistet, welche junge Mädchen nur zu noch engerer Freundschaft verbinden. Wie ganz anders war es heute! Berta hatte die silberne Nadel aus dem reichen blonden Haar gezogen, daß es in langen Ringellocken über den schönen Nacken herabströmte. Sie versuchte, es unter das Nachthäubchen zu stecken; ungewohnt, diese Arbeit ohne Mariens Hilfe zu verrichten, kam sie nicht damit zustande, aber zu stolz, ihre Feindin, wie sie Marien in ihrem Sinne nannte, ihre Verlegenheit merken zu lassen, warf sie das Häubchen in die Ecke und ergriff ein Tuch, um es um das Haar zu winden.

Schweigend nahm Marie das verworfene Häubchen wieder auf und trat hinzu, das Haar ihrer Base nach gewohnter Weise zu ordnen und aufzubinden.

„Hinweg, du Falsche!" rief die erzürnte Berta, indem sie die hilfreiche Hand zurückstieß.

„Berta, hab' ich dies um dich verdient?" sprach Marie mit Ruhe und Sanftmut. „O, wenn du wüßtest, wie unglücklich ich bin, du würdest sanfter gegen mich sein!"

„Unglücklich?" lachte jene laut auf, „unglücklich! Vielleicht weil der artige Herr nur einmal mit dir tanzte?"

„Du bist recht hart, Berta", antwortete Marie, „du bist böse auf mich und sagst mir nicht einmal, warum?"

„So? Du willst also nicht wissen, daß du mich betrogen hast? Nicht wissen, wie mich deine Heimlichkeiten dem Spott und der Beschämung aussetzten? Ich hätte nie geglaubt, daß du so schlecht, so falsch an mir handeln würdest!"

Von neuem erwachte in Berta das kränkende Gefühl, sich hintangesetzt zu sehen. Ihre Tränen strömten, sie legte die heiße Stirne in die Hand, und die reichen Locken flossen über ihr zusammen und verhüllten die Weinende.

Tränen sind die Zeichen milderen Schmerzes. Marie kannte diese Tränen und fuhr mit mehr Vertrauen fort: „Berta! Du schiltst meine Heimlichkeit. Ich sehe, du hast erraten, was ich nie von selbst sagen konnte. Setze dich selbst in meine Lage. Ach, du selbst, so heiter und offen du bist, du selbst hättest mir dein Geheimnis nicht vertrauen können. Aber jetzt ist es ja aus. Du weißt, was meine Lippen auszusprechen sich scheuten. Ich liebe ihn, ja ich werde geliebt, und nicht erst von gestern her. Willst du mich hören? Darf ich dir alles sagen?"

(Fortsetzung folgt.)

## Bunte Chronik

*** Die feinste Wolle der Welt.** Die in Kaschmir, dem nordwestlich des Himalaja gelegenen Alpenhochlande, einheimischen Ziegen sind wegen ihrer feinen Wolle in der ganzen Welt berühmt. Das Winterkleid dieser Tiere, die, oft in Höhen bis zu 4000 Meter lebend den Unbilden des Hochgebirgswinters ganz besonders ausgesetzt sind, muß denn auch außerordentlich warm sein, um die Ziegen vor dem Erfrieren zu bewahren. Wie fein die Winterwolle der Kaschmirziegen jedoch ist, beweist am deutlichsten die Tatsache, daß man aus dem Unterhaar der wildlebenden, sowie auch aus dem Feinhaar der als Haustiere gehaltenen Ziegen, Gewebe herstellt, die so zart sind, daß ein aus dieser Wolle gewebter Schal von zwei Meter Breite sich leicht durch einen Fingerring ziehen läßt. Gleichzeitig sind diese sogenannten „Ringschals" doch auch so dicht, daß sie sehr warm halten.

*

*** Vermehrter Tee- und Tabakverbrauch.** Nach einer Statistik hat der Verbrauch an Tee in den letzten zwölf Jahren in der Welt um 90 Millionen Pfund zugenommen. In der gleichen Zeit stieg der Verbrauch an Tabak von 98 auf 134 Millionen Pfund.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.